

Geschichte der presbyterianischen Kirche in Kuba

Der Protestantismus in Kuba nahm im 19. Jahrhundert seinen Anfang. Zunächst wurde der evangelische Glaube von kubanischen, dann von US-Missionaren verbreitet. Seit 1967 ist die Iglesia Presbiteriana Reformada en Cuba (IPRC), übersetzt Presbyterianisch-Reformierte Kirche in Kuba, eine eigenständige Kirche mit heute rund 15.000 Mitgliedern in 33 Gemeinden und 22 dazugehörigen Missionen in drei Kirchenkreisen (La Habana, Matanzas und Centro). In ihr arbeiten 13 Pfarrerinnen und 15 Pfarrer. Die Generalsekretärin ist Pfarrerin Dora Ester Arce Valentín und der Moderator der Kirche Pfarrer Alison Infante Zamora.

Bereits vor dem ersten Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien (1868–1878) waren zahlreiche Kubaner in die USA geflohen. Die US-Kirchen erkannten bald die Notwendigkeit, diese Menschen pastoral zu betreuen. So entstanden kubanisch-protestantische Gemeinden in einigen Städten der USA, die erste 1866 in New York.

Viele Exilanten kehrten nach dem Krieg in ihre Heimat Kuba zurück und brachten ihre Glaubensüberzeugungen mit. Im zweiten Unabhängigkeitskrieg (1895–1898) kämpften einige protestantische Führungsfiguren aktiv auf der Seite der Aufständischen. Die Verbindung zum Unabhängigkeitskampf prägt bis heute das Selbstbewusstsein der presbyterianischen Kirche.

Einer der Zurückgekehrten war der Tabakarbeiter Evaristo Collazo (1855–1944). Er wurde am 26. Juni 1890 in Havanna zum Pfarrer ordiniert. Dieser Tag gilt der Presbyterianischen Kirche in Kuba als Gründungsdatum. Die Gemeinde heißt noch heute „Erste Gemeinde in Havanna“ (Primera iglesia de La Habana). Im Jahr 1906 errichtete die Gemeinde eine Kirche im neogotischen Stil. Weitere Gemeinden gründeten sich in Cardenas und Santa Clara.

Aus den USA verpflanzte evangelische Kirchen

Nach der Unabhängigkeit von Spanien und dem Übergang in die US-amerikanische Einflussphäre kamen zahlreiche Missionare aus US-Kirchen wie der episkopalistischen, methodistischen, presbyterianischen und baptistischen Kirche nach Kuba. Sie erwarteten rasche Missionserfolge, schließlich hatte sich ihr eigenes, protestantisch geprägtes Gesellschaftssystem als offensichtlich überlegen erwiesen. Von Beginn an setzten die Missionare einen starken Akzent auf Bildung: Neben neu errichteten Kirchen bauten sie meist auch Schulen. Diese richteten sich vor allem an die weiße Mittelschicht und brachten gute Einnahmen.

Die US-amerikanischen verdrängten schnell die einheimischen Missionare. Sie übernahmen die Leitungspositionen in den Gemeinden und gliederten diese in ihre Heimatkirchen ein. Die presbyterianischen Gemeinden wurden dabei Teil der presbyterianischen Kirche in den USA.

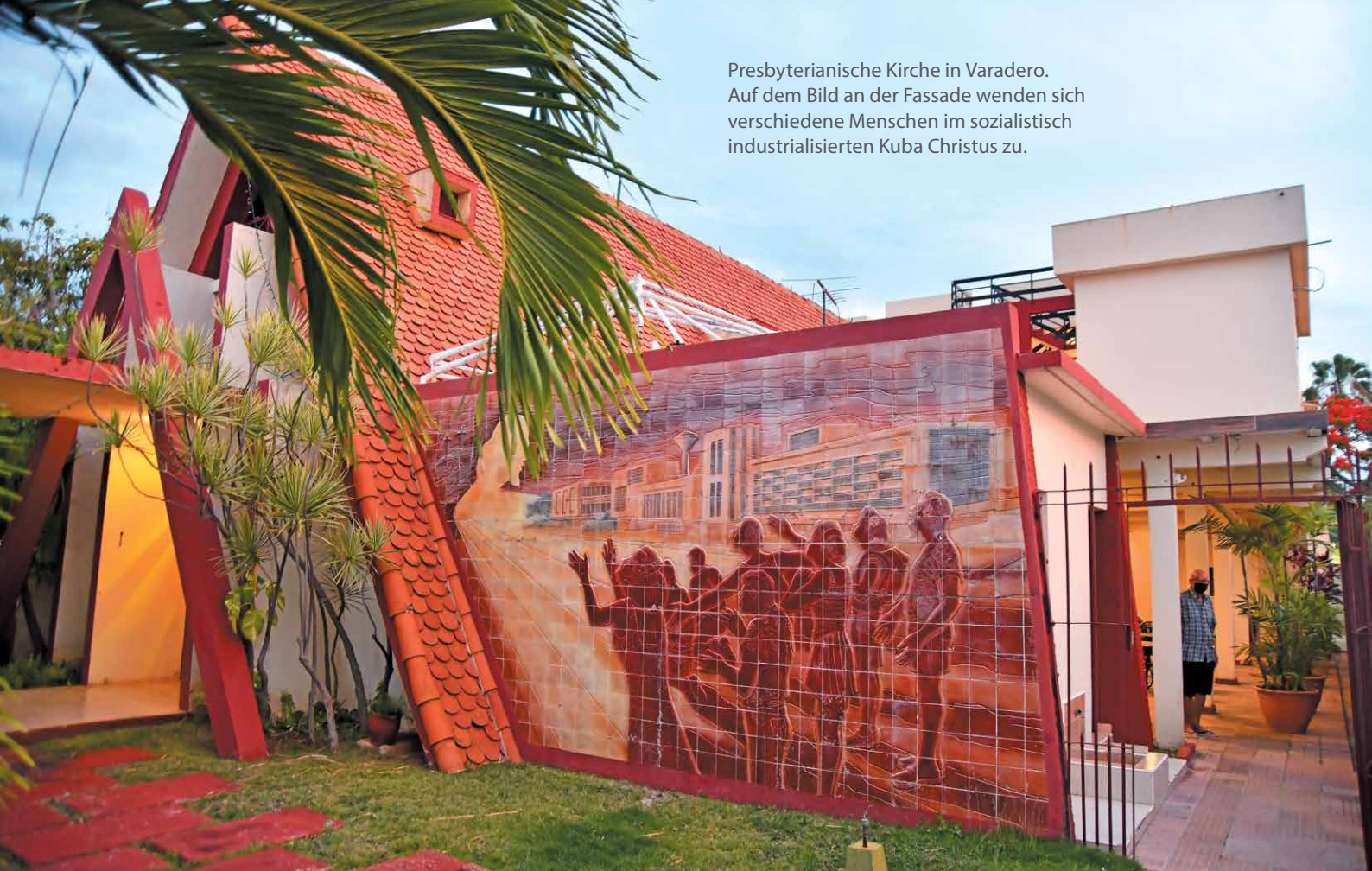
Zur Enttäuschung der Missionare kam es nicht zu größeren Bekehrungen. 1959 waren ungefähr fünf Prozent der Kubaner:innen protestantisch geworden. Für die meisten anderen war der Protestantismus keine wirkliche Option, da es den Kirchen an einer Anpassung an die kubanische Gesellschaft fehlte. In den 1940er begann eine langsame Öffnung gegenüber der sozialen Realität im Land. Sechs Kirchen gründeten 1941 den Kubanischen Kirchenrat und 1946 drei von ihnen das Theologische Seminar von Matanzas (SET). Bis dahin waren die Pastoren in Puerto Rico oder den USA ausgebildet worden. 1960 gab es 65 Studierende am SET. Zaghaft wurden erste Sozialprogramme aufgelegt, um das sich ausbreitende Elend zu bekämpfen.

Diskriminierung von Christ:innen

Zwar waren die protestantischen Kirchen gegen die Diktatur Batistas, aber nur wenige Protestanten beteiligten sich aktiv am Widerstand. Mit der überwältigenden Mehrheit des kubanischen Volkes stimmten auch die Kirchen in den Jubel über die am 1. Januar 1959 siegreiche Revolution ein. Am 7. Februar fanden sich 15.000 Protestanten in Havanna ein, um in einem Gottesdienst für die Befreiung zu danken. Die katholische Kirche reagierte dagegen verhaltener.

Da die diplomatischen Beziehungen zu den USA eingestellt wurden, mussten die US-Missionare das Land verlassen. 1961 beschloss die Revolutionsregierung die Verstaatlichung des Bildungswesens. Die protestantischen Kirchen verloren ihre Schulen, was auch einen Verlust von Einnahmen bedeutete. Ausgenommen davon war die protestantisch-theologische Hochschule. Die Begeisterung der protestantischen Kirchen für die Revolution ebte spürbar ab. Es kam zu Diskriminierungen. Wer in Kuba Christ oder Christin war, musste mit Nachteilen rechnen.

Die Arbeit der Kirchen wurde eingeschränkt. Sie waren gesellschaftlich an den Rand gedrängt und verloren massiv an Mitgliedern. Mehr als die Hälfte der Gemeindeglieder verließ das Land. Andere traten aus der Kirche aus, weil sie Nachteile fürchteten oder sich beim Neuaufbau der Gesellschaft engagieren wollten. Oppositionelle Pfarrer und Gemeindeglieder wurden in Arbeitslagern inhaftiert.



Presbyterianische Kirche in Varadero. Auf dem Bild an der Fassade wenden sich verschiedene Menschen im sozialistisch industrialisierten Kuba Christus zu.

Auf dem Weg zu einer kubanischen Kirche

Im Jahr 1967 erhielt die Presbyterianische Kirche den Status einer autonomen und unabhängigen Kirche. Das war ein entscheidender Schritt, um sich stärker mit der kubanischen Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Dies wurde ausgedrückt durch den neuen Zusatz „Reformiert“ im Namen der Kirche. Die Verbundenheit zur Tradition der Mutterkirche blieb dennoch erhalten. 1967 wurde Ofelia Miriam Ortega (*1936) als erste Frau zur Pfarrerin ordiniert.

In den 1970er Jahren sanken die Mitgliederzahlen der Kirchen nicht mehr so rasant ab, sondern stabilisierten sich langsam. Es wurden Stimmen laut, die keinen Widerspruch mehr darin sahen, christlich zu sein und die Revolution zu unterstützen. Ein Ergebnis der Suche nach Gemeinsamkeiten war das von presbyterianischen Theologen verfasste „Kubanische Glaubensbekenntnis“ von 1977, das nur aber wenig Resonanz in den Gemeinden erfuhr. Die für den Sozialismus offenen Christ*innen sammelten sich daraufhin vor allem in der ökumenischen Bewegung.

1985 veröffentlichte Fidel Castro ein Interview mit dem brasilianischen Theologen Frei Betto (der deutsche Titel lautet „Nachtgespräche mit Fidel“). Das Buch wirkte wie ein Tabubruch und stärkte nicht nur das Selbstbewusstsein von Christen, sondern nötigte auch Partei-Kader zum Umdenken. Castro beschrieb darin seine religiöse Sozialisation in einem Jesuiten-Internat, analysierte selbstkritisch die Konfrontationen der ersten Revolutionsjahre und zeigte,

wie Christentum und Marxismus zusammenarbeiten könnten: „Meiner Meinung nach ist die Religion in sich selbst weder Opium noch Wunderheilmittel. Sie kann Opium sein oder ein Heilmittel in dem Maße, wie sie dazu dient, entweder die Unterdrückter und die Ausbeuter oder die Unterdrückten und die Ausgebeuteten zu verteidigen.“

In den 1990er Jahren kam es zu weiteren Annäherungen zwischen Staat und Kirche. Seit 1992 ist Gläubigen die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei erlaubt. In den Kirchen setzte sich die Erkenntnis durch, dass auch in einer sozialistischen Gesellschaft Zeugnis und Dienst aktiv zu leben seien. Die Gemeinden begannen ein beeindruckendes diakonisches Engagement: Presbyterianische Gemeinden luden Bedürftige zu Mittagstischen ein, wuschen Wäsche für ältere Menschen und boten Handarbeits- und Nähzirkel an, die vor allem Frauen einen Zuverdienst ermöglichten, für Bedürftige aber auch kostenlos Kleidung nähten oder ausbesserten. Andere Gemeinden boten Sportgruppen für Fitness und Gesundheit an.

Die Kirchen begannen wieder zu wachsen. Seit den 1970er Jahren bis heute verdoppelte sich die Mitgliederzahl der presbyterianischen Kirche. Auch der Staat fing an, das diakonische Engagement der Kirchen zu schätzen.

Sarah Münch

Der Artikel beruht auf Texten von Markus Haaks und Christoph Anders. Wir danken ihnen für die freundliche Genehmigung zur Verwendung.